

GÜNTER MÜCHLER

1813



NAPOLEON
METTERNICH

UND DAS
WELTGESCHICHTLICHE
DUELL VON DRESDEN

THEISS

Günter Mächler
Achtzehnhundertdreizehn



Deutsche Landkarte des 19. Jahrhunderts, die das Napoleonische Reich 1810 zeigt (unten der Zug nach Moskau 1812).



Günter Müchler

Achtzehnhundert dreizehn

Napoleon, Metternich
und das weltgeschichtliche Duell
von Dresden

Meiner Familie

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Redaktion: Christina Kruschwitz, Berlin
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder
der WBG ermöglicht.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-25157-5

Die Buchhandelsausgabe erscheint beim Theiss Verlag

www.theiss.de

ISBN 978-3-8062-2623-2

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-72976-0 (für Mitglieder der WBG)
eBook (epub): 978-3-534-72977-7 (für Mitglieder der WBG)
eBook (PDF): 978-3-8062-2669-0 (Buchhandel)
eBook (epub): 978-3-8062-2670-6 (Buchhandel)

Inhalt

1. Kapitel	
Ein magischer Moment	7
2. Kapitel	
Smorgoni	13
3. Kapitel	
Wien	21
4. Kapitel	
Napoleon	29
Ein Leben als Drama	29
General der Republik	40
Alles ist möglich	55
Kaiser der Franzosen	71
Gegenkräfte	88
Eine österreichische Prinzessin	99
5. Kapitel	
Metternich	105
Mann im Strom	105
Der Equilibrierte	115
Wo fällt Manna?	122
Irrtum und Aufstieg	131
6. Kapitel	
Die letzte Schlacht	145
Zurück in Paris	145
Eine neue Armee	152

7. Kapitel	
Der Abfall	155
Nicht alles auf eine Karte setzen	155
Kalisch	162
Der Frühjahrsfeldzug	173
Ein Kriegseintrittsbillett	186
8. Kapitel	
In den Ebenen Sachsens	193
Dresden	193
Im Hauptquartier	200
9. Kapitel	
Das Duell	213
Ohne Zeugen	213
Die Ohnmacht des Mächtigen	227
Der Sohn des Glücks	233
10. Kapitel	
Finale	240
Karte: das Napoleonische Reich 1813	246
Anmerkungen	248
Literatur	262
Abbildungsnachweis	267
Personenregister	268

1. Kapitel

Ein magischer Moment

Ihr Zweikampf ist vielleicht die dramatischste Episode unserer modernen Geschichte. Jahrelang haben sie im Verborgenen gearbeitet, um den Tag zu erwarten, an dem sie vor aller Öffentlichkeit gegeneinander antreten.

Albert Sorel

Napoleon Bonaparte hat nie aufgehört, unsere Phantasie zu beschäftigen. Obwohl letztlich gescheitert und elend gestorben, gehört er zum Titanengeschlecht der Menschheitsgeschichte, vergleichbar Alexander dem Großen, dem er nacheiferte. Er war Eroberer, Staatsmann und Reformers. In welcher Rolle er am meisten glänzte, wird der Betrachter je nach Standpunkt entscheiden. Napoleon selbst zog den *Code civil* all seinen Siegen vor, allerdings erst dann, als vom Ertrag seiner Eroberungen nichts mehr geblieben war. Herausragend ist ohne Zweifel die Breite seines Schaffens.

„Einem Großen traut man gern Größe in jeder Hinsicht zu. Da scheint fast nur Licht, kaum Schatten zu sein“, beobachtet Christian Meier. Das Helldunkel gehört aber nun einmal zur *condition humaine*. Friedrich II. von Preußen war ein Menschenverächter. Cäsar konnte feige sein. Auch bei Napoleon variiert die Beurteilung je nach Stand der Sonne. Nimmt man die moralische Person, überwiegt wohl der Schatten. Über sich hat er gesagt: „Ein Mensch wie ich ist ein Gott oder ein Teufel“¹.

Napoleons Leben ist gleich groß im Aufstieg und im Fall. Das macht die Besonderheit seiner Biographie aus. Wie eine einzige Herausforderung, ja Lästerung der Erfahrung erscheint uns sein Aufstieg, wie ein donnerndes Memento menschlicher Begrenztheit sein Fall. Bei Alexander bewundern wir das kühne Ausgreifen. Er starb, ehe er untergehen konnte. Cäsar wurde im Zenit von Macht und Ansehen ermordet. Friedrichs letzte Lebensjahre verliefen unspektakulär. Dagegen mußte Napoleon den vollen Preis für seine Überhebung entrichten. Zunächst kennt seine Lebensbahn nur ein Immer-höher, Immer-weiter. Dann kommt die Peripetie der russischen Katastrophe. Von nun an ist alles nur noch ein Herabstürzen. Und seltsam, hier setzt die Unwiderstehlichkeit seiner Biographie ein. Im Niedergang

gewinnt sie an Höhe. Wie sich der taumelnde Riese gegen das Unvermeidliche stemmt, im Revancheversuch des Jahres 1813, in der Kampagne von Frankreich 1814, schließlich im phantastischen Abenteuer der Hundert Tage: Erst durch die Verstoßung des Glücklichen aus dem Olymp gewinnt das Lebensdrama Napoleons die Eindringlichkeit einer Tragödie, erst im Scheitern wird es zum Gleichnis.

Warum gelang es Napoleon nicht, das Errungene zu halten? Die meisten Ursachen sind tausendfach benannt: Die Überspannung der Kräfte Frankreichs, die Gegenkräfte, die die Fremdherrschaft in den Vasallenstaaten weckte, eklatante Fehler wie die spanische Intervention und der russische Krieg. Außerdem fielen Napoleons Erfolge schädigend auf ihn zurück. Der Lauf seiner militärischen Siege war das Lernprogramm der Verlierer. Doch weder die Addition seiner Mißgriffe noch die Fortschritte seiner Gegner erklären ausreichend, weshalb er scheitern mußte.

Den Schlüssel finden wir in der ersten Hälfte des Jahres 1813. In der Spanne von sechs Monaten schafften die Widersacher Napoleons, was ihnen in zwanzig Jahren des Krieges gegen die Revolution nicht gelungen war: Sie schlossen sich zu einem umfassenden Bündnis zusammen, einem Pakt ohne Kündigungsrecht. Den ersten Schritt dazu tat der Zar mit seinem Entschluß, es nicht bei der Vertreibung der *Grande Armée* vom russischen Boden zu belassen, sondern den Krieg nach Mitteleuropa zu tragen. Den endgültigen Durchbruch bewerkstelligte die österreichische Diplomatie.

Die Herauslösung des Habsburgerstaats aus dem Bündnis mit Frankreich und die Kehrtwende zum Kriegsbündnis von Rußland, Preußen, England und Schweden war eine politische Glanzleistung. Metternich vollbrachte sie in einem sich hinziehenden, verdeckt geführten und jederzeit mit Handlungsalternativen versehenen Prozeß. Dieser kam am 26. Juni zum Abschluß. An diesem Tag empfing Napoleon Metternich im Dresdner Palais Marcolini zu einer Unterredung. Sie dauerte achteinhalb Stunden. Als Metternich Dresden verließ, war der Weg in den Krieg frei. Österreich würde sich auf die Seite der Feinde des *Grand Empire* schlagen. Es entstand die Weltkriegskoalition, der Napoleon unterliegen mußte.

Es ist lohnenswert, einen genauen Blick auf die legendäre *entrevue* von Dresden zu werfen. Wie es die Geschichte nach einem Wort Jakob Burckhardts bisweilen liebt, sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten, so schafft sie dann und wann ein singuläres Ereignis, das blitzlichtartig eine diffuse Szenerie erhellt. Das sind Augenblicke seltener Klarsicht, magische Momente, in denen schwer verständliche Taten und Unterlassungen plötzlich einen Sinn erhalten. Im besten Fall brechen sie die Siegel einer ganzen Epoche auf und offenbaren die Gebundenheit menschlichen Handelns. Die Dresdner *entrevue* war solch ein magischer Moment.

Die meisten Geschichtswerke schlagen einen Bogen um die Begegnung im Palais Marcolini. Das hat Gründe. Während des gesamten Gesprächsmarathons waren der Kaiser der Franzosen und der österreichische Außenminister unter sich. Die Unterredung hatte also keine Ohrenzeugen. Über Inhalt und Verlauf sind wir nur durch die natürlich gefärbten Erzählungen der Akteure informiert. Außerdem endete das Treffen ohne Aplomb. Bis zur Kriegserklärung schleppte sich der Waffenstillstand weitere sechs Wochen dahin. Zuerst mußten die Rüstungsanstrengungen abgeschlossen werden. Außerdem bedurfte der von Metternich mit Formstrenge betriebene Koalitionswechsel Österreichs noch der Schlußinszenierung einer von niemandem ernst genommenen Friedenskonferenz, ehe die Waffen sprechen konnten.

In seinen autobiographischen Schriften beschreibt Metternich seine Beziehung zu Napoleon als Schachpartie, „während welcher wir uns nicht aus den Augen ließen, ich, um ihn matt zu setzen, er, um mich sammt (sic) allen Schachfiguren zu zermalmen“². Bezogen auf die erste Jahreshälfte 1813 ist der Vergleich nicht zu hoch gegriffen. In dieser Phase lieferten sich Metternich und Napoleon einen Zweikampf, der mit großer Subtilität und bei höchstem Einsatz ausgetragen wurde. Zunächst ein Fernduell, steuerte er zwingend auf das Finale in Dresden zu.

Es handelte sich um ein Kräftemessen zweier Männer, die nach Wesen und Herkommen gegensätzlicher nicht sein konnten: hier Metternich, der galante Genußmensch; dort Napoleon, der rastlos und rücksichtslos Schaffende. Hier der selbstgewisse Grandseigneur, dort der aus dem Nichts gestiegene Usurpator. Der eine diente einem Kaiser, der andere wurde Kaiser. Der eine trug den Frack des Diplomaten, der andere den Rock des Soldaten. Zum Sinnbild wird das Duell dadurch, daß in ihm die unversöhnlichen Gegensätze der Epoche aufeinanderprallten: das Alte und das Neue, Ordnung und Bewegung. Das Ergebnis konnte nur in der Niederwerfung des einen oder des anderen Prinzips bestehen.

Von Ebenbürtigkeit waren die Akteure zunächst weit entfernt. Napoleon war trotz der Niederlage des Jahres 1812 noch immer der Hegemon Europas, Metternich der Minister einer bestenfalls zweitrangigen Macht, die froh sein konnte, daß sie überhaupt noch existierte. Seine Bilanz als Diplomat und Politiker wies bis dahin keine außergewöhnlichen Erfolge auf, statt dessen eine Reihe markanter Fehler. Der Stern des Staatsmannes Metternich ging erst 1813 auf.

Dagegen war Napoleon schon lange die alles überstrahlende Erscheinung der Zeit. Als General hatte er die Gegner der Revolution in die Knie gezwungen, als Erster Konsul den Bürgerkrieg im Land beendet, als Kaiser ein Großreich geschaffen, wie es Europa seit Karl dem Großen nicht gesehen hatte. Er war Bändiger und zugleich Fortsetzer der Revolution, Feldherr und

homme d'état, ein Soldatenkaiser, dessen Leben nur dem einzigen Zweck zu folgen schien, Grenzen zu überschreiten und die Bewegungsgesetze der Politik zu widerlegen. Seine Anhänger versahen ihn mit allen Superlativen. Selbst Christuszüge wurden ihm zugeschrieben. Von ähnlicher Kraßheit waren die Verdammungsurteile, die über ihn gesprochen wurden. Für seine Gegner personifizierte er das Böse schlechthin. „Satans ältesten Sohn“ nannte ihn Ernst Moritz Arndt. In seiner letzten Phase glich der Kampf gegen den Imperator einem Kreuzzug.

Es ist die Maßlosigkeit der Beurteilung durch Freund und Feind, die uns hilft, die Wirkung Napoleons auf seine Zeitgenossen zu ermessen, eines Menschen, der selbst kein Maß kannte. Wenn ein Spötter wie Heine in ihm stets den „großen Kaiser“ sah, Goethe ihn zum „Kompendium der Welt“ erklärte und Hegel beim Vorbeiritt des Mannes auf dem Schimmel die Fassung verlor, erahnt man die Faszination, die von Napoleon ausgegangen sein muß. Das Empfinden des eigenen „Knirpstums“, das nach Burckhardt das untrügliche Zeichen für die Anwesenheit historischer Größe ist, befahl bei ihm selbst grundkritische Geister. Mit niemandem wurde das Beiwort „genial“ so verschwenderisch verbunden wie mit Napoleon. Uns Heutige beschleicht hierbei ein Unbehagen. In Anbetracht des schrecklichen 20. Jahrhunderts haben wir ein Problem mit der schieren Größe einer Herrschergestalt. Das frühe 19. Jahrhundert dachte da unschuldiger. Noch nicht ernüchtert durch die Erfahrung des Mißbrauchs, statt dessen durch die bewunderten Marmorgestalten der Antike mit dem Titanischen vertraut, erblickten die Menschen in Napoleon erschauernd den *stupor mundi*.

Dieser Staunenswerte war nach der Pulverisierung seiner Großen Armee in Rußland ein Gezeichneter. Doch noch einmal raffte er sich auf. In dem Irrglauben, das Rad der Zeit lasse sich zurückdrehen, stampfte er mit ungeheurer Energie eine neue *Grande Armée* aus dem Boden. Eine letzte Schlacht sollte seinen Nimbus wiederherstellen und das Großreich retten. Bei Lützen und bei Bautzen bewies er noch einmal seine überlegene Feldherrnkunst. Aber die Kraft reichte nicht aus, seine Feinde zu Boden zu werfen.

Unterdessen war ihm in Metternich ein großer Gegenspieler erwachsen. In der Manier eines Entfesselungskünstlers führte Metternich Österreich zunächst aus der Bindung an Frankreich heraus. Eine Vermittlung, um die ihn niemand gebeten hatte, verschaffte ihm Handlungsfreiheit zwischen den Konfliktparteien. Von allen Seiten umworben, wartete er klug ab, bis der Habsburgerstaat seine Rüstung vollendet hatte und stark genug war, sein Gewicht in die Waagschale zu werfen.

Napoleon durchschaute Metternichs Spiel nicht von Anfang an. Als er es durchschaute, blieb er in fatalistischer Weise untätig. Er unterließ es, die Abschreckungswirkung seiner militärischen Anstrengungen durch eine politi-

sche Offensive zu flankieren. Um den Stellungswechsel Österreichs zu verhindern, hätte er Konzessionen anbieten und größere Teile seines Reiches opfern müssen. Davon hielt ihn nicht nur sein Starrsinn ab. Was als politische Lähmung erscheint, war in Wirklichkeit die Ohnmacht des allmächtigen Diktators³. Klar und frei von Selbstmitleid erkannte Napoleon, daß er aus der Bahn seiner Biographie nicht heraustreten konnte. Er war ein Eroberer, und für den Eroberer ist Nachgeben Aufgeben. Er war ein Emporkömmling, und für den Emporkömmling gibt es im Stürzen kein Halten. Weder sein Kaisertum noch die Vermählung mit einer habsburgischen Prinzessin und die Geburt eines Erben hatten den Mangel an Legitimität, der seine Herrschaft zerbrechlich machte, zu beseitigen vermocht. Wettmachen ließ sich der Mangel nur, solange seine Feinde ihn fürchteten.

Metternich erfaßte Napoleons Schwachstelle. Der Kaiser werde keinem Verzichtsfrieden zustimmen. Er werde alles wagen, um nichts zu verlieren. Aufbauend auf diesem Kalkül, konnte der Diplomat sein kaltblütiges Doppelspiel wagen. Das Dresdner Aufeinandertreffen bestätigte seine Rechnung. Napoleon unternahm im Palais Marcolini keinen ernsthaften Versuch, Österreich durch Verlockungen auf seine Seite zu ziehen. Kaiser Franz werde nicht Beihilfe leisten zur Vernichtung des Vaters seines Enkels. An diese Hoffnung klammerte er sich.

Die *entrevue* erbrachte keine Wende. Die Ereignisse waren vorgezeichnet. Zwanzig Jahre Revolutionskrieg ließen sich nicht ungeschehen machen, die Logik der napoleonischen Herrschaft nicht verändern. Insofern liegt die Bedeutung der *entrevue* weniger im Ereignishaften als in der Sichtbarmachung. An diesem 26. Juni wurde nicht Geschichte gemacht, wohl aber eine Geschichte entschlüsselt, die Geschichte vom notwendigen Fall Napoleons. Hinter den geschlossenen Türen der Sommervilla in der Dresdner Friedrichstadt rollte ein Psychodrama ab. Den Höhepunkt erreichte es, als Napoleon Metternich erklärte, warum er nicht anders könne, als der Spur seines Fatums zu folgen: „Eure Majestäten, die auf dem Thron geboren sind, halten es aus, zwanzigmal geschlagen zu werden. Jedesmal kehren sie zurück in ihre Hauptstadt. Ich bin nur der Sohn des Glücks. Ich würde von dem Tag an nicht mehr regieren, an dem ich aufhörte, stark zu sein, an dem ich aufhörte, Respekt zu erheischen.“

In seiner Unbedingtheit hatte dieses Geständnis etwas Erschütterndes. Der Herr der Welt räumt ein, daß er ein Gefangener ist. Er hat verloren, was für den Feldherrn wie für den Politiker die Voraussetzung des Erfolgs ist: die Wahl der Mittel. Ihm bleibt nur der Krieg. Darin, daß Napoleon seine Blöße ausgerechnet dem Hauptwidersacher vorzeigt, so als könne nur dieser ihn verstehen, liegt das Überwältigende dieser Szene.

Der Sieg im Dresdner Duell gehörte Metternich. Der Diplomat bezwang

den Eroberer. Das ist erstaunlich im Ausgang eines Zeitabschnitts, der ganz von Gewalt geprägt war. Natürlich bewirkte den Sturz Napoleons nicht Metternich allein. Es bedurfte zweier Kriegsjahre, bis der Beunruhiger Europas unschädlich gemacht und als *prisonnier de guerre* auf der Felseninsel St. Helena weggesperrt war. Aber als Konstrukteur der Weltkriegskoalition ist Metternichs Anteil an Napoleons Fall größer als der Blüchers und Wellingtons oder gar des preußischen Landsturms.

Letztlich ging das *Grand Empire* unter, wie noch jedes Reich untergegangen ist, das auf Zwang und Unterdrückung beruhte. Metternich hatte es kommen sehen. In einem wurde der Pragmatiker und Glaubens-Minimalist niemals wankend, nämlich in der Überzeugung, daß Napoleons Universalreich gegen die natürliche Ordnung verstieß und deshalb keinen Bestand haben würde. Es war diese Überzeugung, die ihm im magischen Moment von Dresden den entscheidenden Vorteil verschaffte.

2. Kapitel

Smorgoni

Am 5. Dezember 1812 verlassen drei Reisewagen Smorgoni. Es ist Nacht und der Weg nicht einfach zu halten. Hier und da hemmt eine Schneewehe gefährlich die Fahrt. Dessen ungeachtet schlagen die Kutscher ein hohes Tempo an. Fast gehetzt rollen die Wagen Richtung Westen, und schon bald haben sich die wenigen Lichter der kleinen Stadt in der Dunkelheit verloren.

Smorgoni liegt ungefähr auf halber Strecke zwischen Minsk und Wilna. Mehr ist über die Ansiedlung nicht zu sagen, als daß sie einst polnisch war, jetzt russisch ist und über eine ansehnliche jüdische Gemeinde verfügt. An diesem Tag aber tritt Smorgoni, ohne es zu wissen oder gar dafür zu können, aus der Bedeutungslosigkeit heraus und wird zum Sinnbild menschlicher Vergeblichkeit.

Die Nacht ist eisig und still. Der Schnee verschluckt den Hufschlag der Pferde. Vom Mondschein nur spärlich beleuchtet, gleiten die Kutschen wie ein Geisterzug dahin. Im ersten Wagen sitzen, unkenntlich in ihre Pelze gedrückt, zwei Männer. Es sind der Kaiser Napoleon und Caulaincourt, Herzog von Vicenza, sein Großstallmeister. Vor ihnen auf dem Bock sitzt neben dem Kutscher der Leibwächter Roustam, ein Mameluck, den Napoleon einst aus Ägypten mitgebracht hat. Im zweiten Wagen folgen die Generäle Duroc, Herzog von Friaul, und Mouton, Graf von Lobau; im dritten General Lefëbvre-Desnouettes, der polnische Dolmetscher Graf Wonsowicz sowie der Sekretär Baron von Fain und Constant, der Diener des Kaisers. Den Abschluß bildet eine Kavallerieeskorte.

Die berühmteste Schlittenfahrt der Geschichte beginnt also tatsächlich im Reisewagen. Erst am 7. Dezember wechselt der Kaiser die vergleichsweise bequeme Berline gegen einen Schlitten. Caulaincourt hat ihn aufgetrieben. Es ist ein wunderliches Gefährt, ein einstmals rot gestrichener Kasten, den man auf Kufen gesetzt hat, in dem es zieht und der den Schnee fast ungehindert eindringen läßt. Immerhin erlaubt der Umstieg, das Tempo zu beschleunigen, und darauf kommt es an. Am Ende wird man für die 2200 Kilometer bis zum Fahrtziel Paris ganze 13 Tage gebraucht haben, obwohl

Unfälle die Reisenden aufhalten. Einmal bricht der Schlitten halb auseinander, ein andermal kracht die Deichsel.

Wie riskant die Reise ist, zeigt sich gleich am Anfang. Gegen Mitternacht erreicht der geheimnisvolle Zug Oszmiana. Die Ortschaft war am Abend zuvor von einem Kosakenschwarm angegriffen worden. Kosaken sind auch jetzt überall in der Nähe. Wer genau hinschaut, erkennt ihre Biwakfeuer nicht weit rechts und links der Straße. Kosaken sind die Meister des Kleinen Krieges. Sie tauchen aus dem Nichts auf, schlagen zu und sind wieder fort. Ihre Brutalität ist gefürchtet. Sich zwischen ihren Nachtlagern hindurchzuschlängeln, ist lebensgefährlich. Aber es muß sein. Nach kurzer Rast befiehlt Napoleon um 2 Uhr den Aufbruch. Eine Schwadron polnischer Lanzenreiter, die in Oszmiana gelagert hat, soll den Treck decken. Der Kaiser verteilt Pistolen und gibt den Polen eine Order, die sie erbeben läßt: Sie sollen ihn erschießen, falls er in die Hand des Feindes geriete.

In Smorgoni hat sich Napoleon von seiner Armee abgesetzt. Armee ist eigentlich das falsche Wort, denn von der riesigen Heerschar, mit der der Kaiser Ende Juni über den Njemen gegangen war, um Rußland in die Knie zu zwingen, existieren nur noch versprengte Reste. Ein Blitzsieg sollte es werden. In drei Monaten würden sie sich wiedersehen, hatte Napoleon der Kaiserin Marie-Louise geschrieben. Ein halbes Jahr später haben verlustreiche Kämpfe, mehr noch aber Kälte und Krankheit, Hunger und heillose Panik das an die 400 000 Mann starke Invasionsheer ausradiert¹. Nicht viel mehr als 10 000 Halbtote sind übriggeblieben, genau weiß es niemand. In Smorgoni hat Napoleon den Oberbefehl dem König von Neapel, Murat, übertragen. Der soll die Heerestrümmer auflesen, sich nach Wilna zurückziehen und warten. Warten auf die Rückkehr des Kaisers.

Wie eine Flucht erscheint die Abreise Napoleons. So kommt es, daß die Verzweiflung derer, die den Rückmarsch bis zu diesem Tage überlebt haben, in Empörung umschlägt. Und es geschieht das Unvorstellbare. Soldaten verhöhnern und vermaledeien ihren Anführer, der stets ihr Idol gewesen war. Noch vor wenigen Tagen, im Überlebenskampf an der eisigen Beresina, hatten sie aus heiseren Kehlen ihr *vive l'Empereur* herausgeschrien und sich mit versiegender Kraft aufs andere Ufer gerettet.

Die Beresina! Vor dieser letzten Schlacht vertraut Napoleon Caulaincourt an: „Sollten wir nicht übersetzen können, werden wir uns die Kugel geben“². Drei Tage dauert das desperate Manöver. Es wird zum Inferno. Alles scheint sich gegen die elend Zurückflutenden verschworen zu haben: Die Beresina, ein Rinnsal, ist zum reißenden Fluß geworden, mit schweren Eisschollen bedeckt. Der Versuch, die einzige Brücke zu verteidigen, scheitert. Hastig werden zwei Behelfsbrücken gebaut, nur eine hält. Nachdem sie gesprengt ist, bleiben Tausende auf dem falschen Ufer zurück, dem Feind



«Übergang über die Beresina». Der Rückzug der französischen Armee am 26.–28. November 1812 auf einem Gemälde von January Suchodolski (um 1859).

zur Beute. Später wird man trotzdem von einem Sieg sprechen. Die Russen waren an Zahl dem Kaiser turmhoch überlegen. Nur aus Furcht vor dem „Ruf seiner Waffen“ hätten sie die Schlinge nicht zugezogen, urteilt Clausewitz³. Wie auch immer, der Durchbruch an der Beresina war der letzte Dienst, den Napoleon seiner ehemals stolzen *Grande Armée* leisten konnte. Schon vorher ist sein Entschluß gefaßt, die Flucht nach vorn zu wagen.

Nicht vor den Russen flieht Napoleon. Er flieht vor dem entsetzlichen Anblick dieser Trümmer-Armee, der ihn anklagt. Er kann diesem Klumpen zerlumpter Soldaten nicht mehr nützlich sein. Er muß nach Paris! Dieser Gedanke ist in seinem Kopf, seit er am 6. November von einem Putschversuch in der Hauptstadt erfahren hat. Das Umsturzunternehmen des Ex-Generals Malet, das mit der Behauptung operierte, Napoleon sei tot, ist zwar im Keim erstickt worden. Aber wenn schon ein Irrer den Thron ins Wanken bringen kann, dann ist der Kaiser in der Hauptstadt nötiger als in Litauen, gleich wie man im Heer darüber denkt.

Die Männer im Schlitten schweigen. Jeder hängt seinen Gedanken nach. In Wilna und Kowno war gerade mal Zeit für einen Pferdewechsel und eine kurze Mahlzeit. Napoleon will nicht aufgehalten werden. Nur jetzt keine

Erklärungen! Er wird sie geben, zur rechten Zeit. Das 29. Bulletin hat er fertig in der Tasche. Am 3. Dezember hat er es in Molodetschno fertiggestellt. Das Bulletin wird vom Sterben der *Grande Armée* berichten, der größten Streitmacht, die die Geschichte gesehen hat. Es wird beweisen, daß allein die mörderische Natur den Kaiser bezwungen hat. Und es wird mit dem Satz enden: „Die Gesundheit Seiner Majestät war nie besser“.

Napoleon vergräbt sich tiefer in seinen grünen, mit Goldquasten besetzten Pelz. Selten war er auf die wunderbare Maschine seines Verstandes so angewiesen wie jetzt. Wie kein anderer besitzt er die Fähigkeit, sich auf ein Ziel zu konzentrieren und diesem alles unterzuordnen. Diese Gabe hat ihm in kritischen Momenten jenen winzigen Vorsprung verschafft, den der Sieger braucht. Ganz nebenbei hilft sie, störende Bilder zu bannen und Selbstzweifel auszuroden. Bei ihm, so hat er einmal gesagt, ordneten sich die Gegenstände wie die Schubladen eines Schrankes. „Wenn ich eine Angelegenheit unterbrechen will, schließe ich ihr Fach und öffne das einer anderen. Wenn ich schlafen will, schließe ich alle Fächer und schlafe ein“⁴⁴. Auch jetzt findet er Schlaf. Der Mechanismus funktioniert.

Aber ganz läßt ihn das Geschehene nicht los. Wie konnte es zu der Katastrophe kommen? Bis Moskau war der Feldzug ein Siegeszug gewesen. Gewiß, den entscheidenden Schlag hat er nicht setzen können. Ein Sieg, so überwältigend wie Austerlitz, dann der Friedensschluß. Das war sein Plan gewesen. Es ist anders gekommen, Gott weiß, warum. Aber nirgendwo hat das Heer des Zaren die Szene beherrscht. Niemand kann behaupten, den Unbesiegbaren besiegt zu haben. Selbst Borodino läßt sich mit einiger Mühe als Erfolg deuten. Die Schlacht hätte besser geschlagen werden können, das ist nicht zu bestreiten. Doch am Ende hat der russische Generalissimus, der einäugige Kutusow, das Weite gesucht.

Die Weite, diese unendliche Weite des russischen Riesenreiches! Er hat sie unterschätzt. Er hat die strategischen Möglichkeiten nicht gesehen, die sie dem geduldigen Verteidiger bietet. Rußland ist so ganz anders als die Kriegsschauplätze, auf denen seine Adler triumphiert haben. In Italien, in Deutschland hat er mit untrüglichem Blick die Bedingungen des Raums gelesen, hat er die Feinde so gestellt, wie er sie brauchte. Durch die Sicherheit und Schnelligkeit seiner Operationen hat er die Aktion selbst dann diktiert, wenn seine Armee an Zahl unterlegen war. In Rußland war er es, der über die größere Streitmacht verfügte. Doch selbst das war zu wenig, um einen Gegner zu fassen, der einfach nur zurückwich und verbrannte Erde hinterließ.

Wäre er nicht ein Meister des Verdrängens, Napoleon wüßte sehr wohl, welche Fehler er gemacht hat. Falsch war es, nicht in Wilna oder spätestens in Smolensk haltzumachen. Aber nach der Eroberung von Smolensk lag

Moskau verführerisch nahe und damit die Aussicht, durch die Einnahme der Stadt den Krieg zu beenden. Dann der Horror, Moskau menschenleer vorzufinden, bar jeder Vorräte, in Brand gesetzt vom eigenen Gouverneur. 26 Tage hat er in Moskau gewartet, in der Annahme, Alexander sei nur allzu bereit, Frieden zu machen. Als er am 19. Oktober mit nur noch 90 000 Mann Moskau verließ, um den Rückmarsch anzutreten, war es zu spät. Der Winter brach aus. Dieses Warten war sein Kardinalfehler. Es ist der einzige, den er im Schlittengespräch mit Caulaincourt zugibt.

Ein barbarisches Reich ist dieses Rußland. Es widerspricht jeder Erfahrung. Dabei hatte Napoleon geglaubt, die Russen zu kennen. Er hat ihre Armeen besiegt und ist ihren Diplomaten begegnet. Vom Zaren Alexander war er damals, 1807, beim Rendezvous auf dem Njemen, geradezu bezaubert. Wäre er eine Frau, er würde sich in Alexander verlieben, hatte er Joséphine von Tilsit aus geschrieben. Nun gut, über die Jahre ist ihm Alexander zu eigenmächtig geworden. Trotzdem hätte er niemals mit einer so unerbittlichen Kriegführung gerechnet. Aber stehen die Russen auf heimischem Boden, werden sie zu Barbaren. Die Zivilisiertheit fällt von ihnen ab wie Stuck von der Decke. Mit eigener Hand haben sie Moskau niedergebrannt, das heilige Moskau, seine Paläste in Schutt und Asche gelegt. Wie soll ein Franzose das verstehen?

Ohne Pause zieht der Schlitten mit Herrn von Reyneval – um nicht erkannt zu werden, hat der Kaiser den Namen eines ehemaligen Legationssekretärs von Caulaincourt adoptiert – seine Bahn. Inzwischen ist man in Polen angelangt. Die strenge Kälte hält an. Zeitweilig fällt das Thermometer auf minus 35 Grad Celsius. Wenigstens muß man nicht mehr befürchten, streunenden Kosaken in die Hände zu fallen. Das Großherzogtum Warschau ist vergleichsweise sicherer Boden; es bildet den östlichsten Bezirk im Orbit des *Gand Empire*. Formell dem sächsischen König untertan, handelt es sich um ein Satellitengebilde, das man den Rheinbundstaaten vergleichen kann. Der Unterschied besteht darin, daß die Polen in Napoleon den Heiland sehen, der gekommen ist, nach Rußlands Unterwerfung ihr altes Reich wiederherzustellen. Nun, da die Kunde vom Rückzug der *Grande Armée* Warschau erreicht hat, ist die Ernüchterung groß.

Die entspannte Sicherheitslage hat die Atmosphäre im Schlitten-Kasten gelockert. Je länger die Reise dauert, desto mehr staunt Caulaincourt über die Contenance des hohen Reisegefährten. Der Kaiser ist wieder er selbst. Er doziert über Strategie, er beginnt Wortgefechte mit seinem Großstallmeister. Der ist ein mutiger Mann, keiner der Schönredner, die Napoleon sonst umschwärmen. Caulaincourt hat vom Rußlandfeldzug abgeraten, schon deshalb, weil dahinter nie ein überzeugender politischer Plan stand. Auch jetzt hält er mit seiner Kritik nicht hinter dem Berg. Napoleon läßt den

Widerspruch gelten, er braust nicht auf. Scherzhaft zupft er den Herzog von Vicenza, wenn der sich allzusehr ereifert, am Ohrläppchen. Kein Wort verliert er während der ganzen Reise über die Zerstückung seiner Armee, über die Leiden der Soldaten, über das Los der bei Murat Zurückgebliebenen. Die Schublade mit dem Kapitel Katastrophe hat er geschlossen.

Warschau wird am Vormittag des 10. Dezember erreicht. Von der Pradabrücke gehen Napoleon, Caulaincourt und der Dolmetscher Wonsowicz zu Fuß durch die Vorstadt. Der Mann im grünen Pelz mit der Zobelmütze steigt in einem Hotel ab, das wie zum Hohn den Namen seines Alptraums England trägt, im *Hotel d'Angleterre*. Von Caulaincourt läßt er den französischen Geschäftsträger zum Rapport einbestellen. Der Abbé de Pradt fällt aus allen Wolken, als er plötzlich vor dem Kaiser steht. Napoleon kanzelt ihn ab. Aus dem Großherzogtum sei viel zu wenig Unterstützung für die Armee gekommen. Dann macht er den Gesandten zum rhetorischen Sparringspartner. Er erprobt an ihm die Argumente, die in den nächsten Tagen und Wochen mantrahaft das russische Debakel erklären sollen: Der Winter habe den sicheren Triumph geraubt. Tausende von Pferden habe die Armee jede Nacht verloren und so weiter.

Dann verblüfft er den Abbé mit einem Satz, der wie eine Vanitas-Gravur über der Schlittenfahrt des „Herrn von Reyneval“ stehen könnte: *Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas*. Er wiederholt ihn wenig später gegenüber einer Gruppe polnischer Magnaten, die er in aufgeräumter Stimmung im *l'Angleterre* empfängt. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es nur ein Schritt! Nicht wahr, meine Herren?“ Die Selbstironie verfängt. Sie täuscht vor, der Kaiser sei Herr der Lage. Für einen Moment richtet er die Kleinmütigen auf. Die Gräfin Anna Potocka, deren Schwiegervater Stanislas Potocka an der Begegnung teilnimmt, notiert: „Der verführerisch-blendende Eindruck, den dieser außerordentliche Mann auf seine Zuhörer auszuüben pflegte, hatte sich abermals gezeigt: Mein Schwiegervater, der uns völlig niedergeschlagen verlassen hatte, kehrte voller Hoffnung zurück – und dabei war er doch über das Alter hinaus, in dem man sich Illusionen hingibt!“⁵

Napoleon ist ein glänzender Schauspieler. Wahrscheinlich war er niemals besser als jetzt in der Rolle des gestolperten Schlachtengotts. Es ist nicht wirklich etwas geschehen! Das muß er sich selbst glauben machen, damit es die anderen glauben können. Die Wahrheit würde lauten: „Meine Herren, soeben ist die größte Armee der Geschichte untergegangen.“ Doch die Wahrheit verbietet sich. Sie wäre der endgültige Untergang. Sein Großreich, das weiß er, wird durch Zwang und Überlegenheit zusammengehalten. Die Verbündeten werden in dem Augenblick abfallen, in dem er Schwäche zeigt. „Mein Reich ist zerstört, wenn ich aufhöre, Furcht zu erregen“⁶. Das ist das unerbittliche Gesetz seiner Herrschaft. Deshalb darf er die Dinge

nicht beim Namen nennen. Ein Kaiser, so erklärt er Caulaincourt in einem seltenen Augenblick der Offenheit, müsse immer *en scène* sein⁷. Das gilt jetzt mehr denn je. Die Scharade ist existenznotwendig. Aber sie birgt die Gefahr in sich, daß Rolle und Wirklichkeit sich unentwirrbar vermischen. Wie weit ist Napoleon vom Selbstbetrug entfernt?

Von Warschau jagt der Schlitten nach Dresden. *Du sublime au ridicule*. An keinem Ort tritt der jähe Absturz des Kaisers so brutal hervor wie in Dresden. Von hier aus war er vor einem halben Jahr nach Rußland aufgebrochen. Zuvor hatte die kursächsische Residenzstadt die glanzvollste Revue des *Empire* gesehen. Der Fürstentag vom 17. bis zum 28. Mai war eine Inszenierung des paneuropäischen Imperators gewesen und zugleich eine Ansicht der durch die Ereignisse von 1789 umgepflügten Welt: Napoleon Seite an Seite mit Kaiser Franz von Österreich. Bonaparte und Habsburg. Revolution und Legitimität. Der *homme nouveau* aus dem korsischen Irgendwo und der Souverän des ehrwürdigsten europäischen Staates. Mit dieser Begegnung machten die gloriosen und verrücktesten zwei Jahrzehnte, die der Kontinent erlebt hat, gleichsam Inventur. Für einen Moment schien der blutige Riß der Zeit verklammert, die Koexistenz des Neuen mit dem Alten möglich. Dresden war für zwei Wochen der Mittelpunkt des Universums und Napoleon der Augustus. Jetzt, sechs Monate später, steht das Universum auf dem Kopf.

Des Kaisers Schlitten erreicht Dresden am 13. Dezember um Mitternacht. Es ist stockfinster, niemand ist auf der Straße, so daß der Postillon eine Weile braucht, bis er das Anwesen des französischen Gesandten findet. Wie der Abbé de Pradt in Warschau, so erschrickt der Graf de Serra, als er im Sekretär de Reyneval den Kaiser erkennt. Ein paar flüchtige Worte werden gewechselt. Herr de Serra findet seine Fassung wieder, Napoleon macht sich an die Arbeit. Er diktiert eine Depesche an Kaiser Franz, eine an König Murat, eine weitere an Berthier, den Generalstabschef. Ein Bote wird ins Schloß geschickt, um den König zu holen. Als Friedrich August eintrifft, hat Napoleon eine Stunde geschlafen. „Die Monarchen blieben drei viertel Stunden beieinander“, heißt es in Caulaincourts Erinnerungsprotokoll⁸. Um fünf Uhr, immer noch bei Dunkelheit, verläßt der Schlitten Dresden.

Die Reise ist eine Tortur. Tag und Nacht ist man unterwegs von Poststation zu Poststation. Pferdewechsel, eine warme Suppe oder ein Becher Kaffee, dann zurück in die drangvolle Enge des „Käfigs“. Am ärgsten setzt die beißende Kälte zu. Napoleon schreibt einen Brief. Weil seine Finger vom Frost erstarrt sind, kommt nur Unleserliches heraus. Ein zweiter Versuch, wieder muß er den Brief zerreißen. Bei jedem Halt die Hoffnung auf Nachrichten. Sind Stafetten da, schaut der Kaiser ungeduldig zu, wie Caulaincourt mit steifen Fingern versucht, die Geheimziffern einzustellen, die den Postsack sichern. Welche Neuigkeiten gibt es aus dem Lager der Verbände-

ten? Ist Paris ruhig? Was schreibt Marie-Louise? Nichts verbessert die Laune Napoleons so sehr wie ein Brief der Kaiserin.

Je weiter es nach Westen geht, desto mehr drehen sich die Schlittengespräche um die Zukunft. Napoleon ist voller Tatendrang. Er gibt Einblick in seine Pläne. Verfassungsreformen sind notwendig. Er will die Industrie heben, die letzten Spuren des Bürgerkriegs tilgen. Was er geschaffen hat, ist gut, aber noch instabil. Das gilt auch für das Fundament der Dynastie. „Frankreich braucht mich noch zehn Jahre“, erklärt Napoleon Caulaincourt. „Stürbe ich früher, dann wäre alles, ich sehe es deutlich, ein Chaos, und alle Throne würden stürzen, wenn der meines Sohnes fiel“⁹.

Für seine Pläne benötigt Napoleon Frieden. Zuvor aber braucht er noch eine letzte Schlacht.

3. Kapitel

Wien

Am 5. Dezember, dem Tage, an dem in Smorgoni die Pferde für Napoleon angespannt werden, trifft am Wiener Ballhausplatz, dem Amtssitz des Außenministers, eine Depesche aus Wilna ein. Stirnrunzelnd liest Metternich das Schriftstück, das gerade dechiffriert worden ist.

Metternich liest die Depesche ein zweites Mal. Sie stammt von Floret. Er schätzt den jungen Diplomaten, den er noch aus seiner Zeit als Botschafter in Paris kennt. Floret war damals Botschaftssekretär. Er hat einen klaren Verstand, begreift, was von ihm verlangt wird, ist diskret und absolut vertrauenswürdig. Um dieser Vorzüge willen sitzt er jetzt als vorgeschobener Beobachter Metternichs in Wilna. Die Stadt ist Umschlagplatz für alles, was von der russischen Front kommt. Hier halten sich neben viel Kriegsvolk zahlreiche Diplomaten auf, denn in Wilna hat der französische Außenminister Maret, Herzog von Bassano, sein Hauptquartier aufgeschlagen.

So stimmt also, was seit einiger Zeit schon an Mutmaßungen aus der russischen Steppe herüberweht und was er, Metternich, bis heute nicht glauben wollte! Napoleon hat in Rußland eine Niederlage erlitten. Die *Grande Armée* ist auf dem Rückmarsch! Einen anderen Schluß läßt das, was Floret in Wilna von eintreffenden Militärs aufgeschnappt oder der Umgebung Marets abgelauscht hat, nicht zu.

„Die Aussagen derer, die von der Armee kommen, mögen sehr übertrieben sein, aber wenn nur die Hälfte von dem, was man erfährt, wahr ist, so begreift man nicht, wie Napoleon den Winter diesseits des Njemen soll bleiben können, wie es ihm mit all seinem Genie gelingen soll, neu zu schaffen, was dieser Feldzug zerstört hat“, schreibt Floret¹. „Die Reiterei zu reorganisieren, die vollständig vernichtet sein soll, der Armee das Selbstvertrauen wiederzugeben, um sie nach einem von allen erdenklichen Leiden begleiteten Rückzug, nach einem Winter ohne Rast und ohne Hilfsmittel, auf denselben Kriegsschauplatz zurückzuführen, wo sie so viel Elend gelitten gegen einen Feind, der obgleich seine Verluste unermesslich sind, mehr Aussicht hat, sich zu erholen und dessen Geist von einem nie geahnten Schwung belebt wird? Das sind Fragen, auf die ich mir nicht zu antworten gestatte.“

Nachdenklich legt Metternich die Depesche aus der Hand. Man müßte Genaueres wissen. Dann wären die Folgen besser auszurechnen. Hat Napoleon eine Schlacht verloren oder den ganzen Krieg? Träfe das letzte zu, die Erde würde beben wie zuletzt 1789, als diese unselige Revolution ausbrach, die Europa seither nie mehr hat zur Ruhe kommen lassen. Alles könnte sich ändern. Die verhängnisvolle Präponderanz dieses Mannes, das ungesunde Übergewicht Frankreichs, all das, woran man sich in den letzten Jahren gewöhnen mußte, könnte mit einem Schlag beendet sein. Vermutlich würden die Vasallenstaaten aufbegehren. Die neuen Könige von Napoleons Gnaden, deren Hermelin so künstlich ist, würden von ihrem Beschützer abfallen. In Preußen müßte man mit revolutionären Volkserhebungen rechnen. Eine keineswegs angenehme Vorstellung! Genauso beunruhigend wie die, daß Rußland an die Stelle Frankreichs treten, der Zar Napoleon als Hegemon beerben könnte.

Aber vielleicht sind die Nachrichten aus Rußland auch übertrieben. Vielleicht ist Napoleons Rückzug nur eine taktische Maßnahme. Dem genialen Feldherrn ist zuzutrauen, daß er eine zweite Angriffswelle vorbereitet, um das Zarenreich endgültig und dauerhaft zu unterwerfen. Zugegeben, Florets Mitteilungen sprechen eher dagegen. Sie deuten darauf hin, daß Napoleon diesmal wirklich für seinen unverantwortlichen Leichtsinn bestraft worden ist. Überfällig wäre das, und doch – die rechte Freude will nicht aufkommen. Dazu sind die politischen Verhältnisse zu kompliziert, viel komplizierter, als man in gewissen Hofkreisen, die jetzt triumphieren werden, ermaßen kann.

Denn Österreich ist, bei allen Hintergedanken, dem *Grand Empire* in vielfältiger Weise verbunden. Kaiser Franz ist der Schwiegervater Napoleons und Großvater des kleinen, knapp zweijährigen Bonaparte, der den phantastischen Titel eines Königs von Rom trägt. Außerdem ist der Habsburgerstaat im russischen Krieg Bündnispartner Napoleons, in einer seltsam inaktiven Weise zwar, aber völkerrechtlich unzweifelhaft. Das Hilfskorps unter Schwarzenbergs Kommando gehört zur *Grande Armée*. Ist der Verband, der immerhin 30 000 Mann zählt, noch intakt, und was soll aus ihm werden? Wird Napoleon Verstärkung fordern? Wie soll sich Österreich stellen, wenn es zu einer Zweitaufgabe des russischen Krieges kommt?

Metternich weiß, daß seine Politik der vorsichtigen Anlehnung an Frankreich in Wien niemals populär gewesen ist. Das erschwerte die Lage. Man wird jetzt mit Fingern auf ihn zeigen. Aber diese Politik war alternativlos. Vier Kriege nacheinander hat Österreich gegen Napoleon verloren. Wer der Übermacht nicht gewachsen ist, muß sich ihr zugesellen, wenigstens vorübergehend. Das war seine Devise nach der Niederlage von

1809 gewesen. Ihr folgte konsequent das Bündnis von 1812. Es war ein Pakt der praktischen Vernunft, ausgestattet mit der Chance, endlich einmal auf der Gewinnerseite zu sein. Wer hatte schon auf die russische Karte setzen wollen? Allein die Kolossalität der von Napoleon aufgebauten Invasionsarmee war wie die sichere Bürgschaft seines Sieges erschienen. Dagegen stand Rußlands Militärkraft nicht hoch im Kurs. Die Zerstrittenheit der Generalität war notorisch, genauso wie die Neigung des Zaren, sich in alles Militärische einzumischen. So war die Wette auf Napoleon gut begründet gewesen.

Den Zusammenprall Frankreichs mit dem Zarenreich hatte Metternich seit 1810 kommen sehen. Das war das Jahr des österreichisch-französischen Honigmondes gewesen. Metternich hielt sich damals lange in Paris auf, angeblich, um der blutjungen österreichischen Erzherzogin Marie-Louise bei ihren ersten Schritten als Gattin des großen Imperators zu helfen. In Wirklichkeit wollte er die Möglichkeiten einer *special relationship* ausloten, eines Sonderverhältnisses, das sich wenigstens theoretisch aus der neuen verwandtschaftlichen Beziehung ergeben konnte. Aber der schwer auszurechnende Kaiser zeigte sich desinteressiert. Dennoch war der Parisaufenthalt nicht nutzlos. Denn in zahlreichen Gesprächen mit Napoleon gewann Metternich den Eindruck, daß dieser die Zeit des guten, ja freundschaftlichen Einvernehmens mit Zar Alexander für beendet ansah. Keine Rede war mehr von einem europäischen Kondominium Frankreichs und Rußlands gewesen. Statt dessen klagte Napoleon darüber, daß Alexander die Kontinental Sperre, also den Wirtschaftskrieg gegen England, nur noch lustlos führe und die Hand nach Konstantinopel ausstrecke, was nicht zu billigen sei. Waren das hinreichende Gründe für einen Krieg?

Metternich sind Kriege zuwider. Sie sind brutal und stören seinen Ordnungssinn. Aber er ist Realist. Er pflegt die Welt so zu nehmen, wie sie ist. Daß man sie verändern könne, hält er für eine „Mythe“. Kriege wird es immer geben. Man kann sie so wenig aus dem Leben der Staaten bannen wie die Krankheit aus dem Leben des Menschen. Selbst Kant, der große Optimist, war ja so vorsichtig gewesen, seine Spekulationen über den Ewigen Frieden mit einem Generalvorbehalt zu versehen: „Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts Gerades gezimmert werden“⁴². Aber Metternich ist kein Bewunderer der Kriegskunst. Die Anbetung des Militärischen geht ihm vollständig ab. Über den Preußenkönig Friedrich Wilhelm, zu dessen Lieblingsbeschäftigungen das Entwerfen von Uniformen gehört, kann er nur den Kopf schütteln. Im übrigen sind die meisten Kriege töricht. Sie kommen zustande, weil die Staatsmänner ihr Handwerk nicht verstehen. Ein Musterbeispiel da-

für ist jener Krieg, der jetzt allem Anschein nach einen vollkommen unerwarteten Ausgang nimmt. Als er begann, hat er ihn „unpolitisch“, weil ohne Notwendigkeit, genannt. Hochpolitisch werden seine Ergebnisse sein.

In Dresden, am Rande des Fürstentags, hatte ihm Napoleon in seltener Offenheit seinen Feldzugsplan erläutert. Bis Wilna werde er vorrücken, höchstens bis Smolensk, weiter nicht. Tatsächlich war er, statt haltzumachen und zu überwintern, in unglaublichem Tempo nach Moskau vorgestoßen. Was für ein Mutwille! Genauso unverantwortlich hatte der Zar gehandelt. Alexander unternahm nicht die geringste Anstrengung, der Konfrontation auszuweichen. Statt dessen provozierte er Napoleon. Viel zu spät beendete er seinen Konflikt mit der osmanischen Pforte, viel zu wenig tat er, um Bündnispartner zu werben. Empört über so viel Unbesonnenheit, hatte Metternich bei Kriegsausbruch an den russischen Gesandten Stackelberg geschrieben: „Ich könnte nicht schildern, mein lieber Graf, was in mir vorgeht: Europa auf eine Karte zu setzen und sie so auszuspielen, das übersteigt alles, worauf wir gefasst sein konnten“³.

Alles auf eine Karte setzen: Eine schädlichere Disposition als diese kann man in der Politik nicht haben. Leider ist sie Alexander so zu eigen wie Napoleon. Das macht ein vernünftiges Zusammenwirken mit beiden so schwer. Ist sie vielleicht ein Ausdruck der Zeit? Auch die sogenannten „Patrioten“, die in Preußen auf eine Volkserhebung hinarbeiten, sind Abenteurer, allen voran der ehemalige Minister vom Stein. Friedrich Wilhelm tat gut daran, ihn in die Wüste zu schicken. Das war eine der wenigen klugen Entscheidungen dieses Monarchen, der so bejammernswert willensschwach ist. Als Unglück könnte sich allerdings erweisen, daß Stein inzwischen den leicht entzündbaren Zaren berät. Nein, wer alles auf eine Karte setzt, ist kein Staatsmann. Daher auch hat sich Metternichs Bewunderung für Friedrich II. stets in Grenzen gehalten. Der wollte sich nach Kunersdorf die Kugel geben! Es kann kein Zufall sein, daß in Napoleons Arbeitszimmer eine Büste des Preußenkönigs steht.

Denn ein Glücksritter ist auch Napoleon. Sonst hätte er das Errungene gesichert, anstatt sich in das russische Abenteuer zu stürzen. Metternich gehört nicht zu denen, die Napoleon, weil er keinen Stammbaum besitzt, verachten, die ihn als *ogre de Corse*, als korsisches Ungeheuer, schmähen und sich einbilden, damit alles gesagt zu haben. Er weiß um sein Genie, weiß auch, obwohl er das nie aussprechen würde, daß die legitimen Monarchen dem Emporkömmling nicht das Wasser reichen können. In Paris hat er Napoleon abweisend und grob erlebt. Aber er ist auch dutzendfach Zeuge der Zauberkraft geworden, mit der Napoleon Menschen gewinnt und sie für seine Pläne einspannt. Welch eine Fülle von Gaben Fortuna ihrem Günst-

ling geschenkt hat! Und doch ist Napoleons Dominanz durch Glück allein nicht zu erklären. Während seiner Zeit als Botschafter hat Metternich über die Virtuosität gestaunt, mit welcher der Kaiser die öffentliche Meinung dressiert, jene neuartige Potenz, die sich auch in Österreich zu regen beginnt. Er war angetan von der Effektivität des Polizeiparats, beeindruckt von der Wirtschaftskraft des nachrevolutionären Frankreich. Wer die schwerfällige Bürokratie des Habsburgerreichs kennt, muß neidisch sein auf die straffe Verwaltung, über die Napoleon verfügt. Noch Jahre später bemerkt Metternich anerkennend: „Der Kaiser erfreute sich in Frankreich jener Popularität, die immer einem Staatsoberhaupt zuteil wird, welches zugleich mit fester und gewandter Hand die Zügel der Gewalt zu halten versteht“⁴.

Trotzdem bleibt Napoleon ein Hasardeur. Kein Mensch kann mehr erreichen, als er erreicht hat. Aber Machtgier verleitet ihn zu immer höherem Einsatz. Kein Sieg, der ihn zufriedenstellt, kein Friedensschluß, der ihm Grenzen setzt. Er ist kreatürlich Revolutionär. Die Kaiserkrone, die er sich frivol selbst aufs Haupt setzte, war eine Irreführung. Metternich ist ihr nie erlegen. Gewiß, es hat Zeiten gegeben, da hat er für möglich gehalten, daß Napoleon seine Leidenschaft zu drosseln vermag. Aber dann kam der Rußlandfeldzug und mit ihm der Beweis, daß in diesem Mann der Vulkan mit den schrecklichen Ziffern „1789“ noch immer tobt. Metternich ist kein Philosoph. Das Theoretisieren über das Wesen der Revolution überläßt er anderen, zum Beispiel seinem Freund Friedrich Gentz. Sein Weltverständnis ist empirisch. Es gibt ewige Gesetze, es gibt eine natürliche Ordnung. Sie werden durch die Revolution herausgefordert, aber nicht widerlegt. In Metternichs Augen ist die Revolution ein verantwortungsloses Abenteuer, ein Taumel. Ruhe erträgt sie nicht. Nie zufrieden, wird sie immer friedlos sein. Ihr Wesenszug ist Maßlosigkeit. Sie hat Napoleon geerbt. An seiner Maßlosigkeit wird er zugrunde gehen, irgendwann.

Schon einige Male schien der Zeitpunkt gekommen. Aber immer wieder hat Napoleon es geschafft, die Oberhand zu behalten. Geholfen hat ihm das Unvermögen seiner Feinde. Noch jede Koalition gegen das anmaßende Frankreich ist am Egoismus der Höfe gescheitert. Saft- und kraftlos haben die alten Mächte auf den Hexensabbat der Revolution geantwortet. Nein, Metternichs Blick zurück ist unsentimental. Warum die Revolution in Napoleon trotzdem besiegt werden muß? Weil nur so wieder Ruhe und Recht in die Welt einkehren können. Weil in der bewährten, auf Legitimität beruhenden Ordnung die Träger der Macht ihre Existenz nicht ständig durch spektakuläre Taten rechtfertigen müssen. Und weil, wenn die alten Sitten wieder in Gebrauch sind, Streitigkeiten zwischen den Staaten kühl

und zweckmäßig ausgetragen werden können, ohne den auf Vernichtung zielenden Furor patriotischer Leidenschaften.

Metternich traut sich zu, den Kampf gegen die Revolution zu Ende zu führen. Es ist ein Ziel, das die Anstrengung lohnt, das aber Ausdauer und Umsicht verlangt. Er hat aus Fehlern gelernt. 1809 gehörte er zur Kriegspartei. Man hat zu früh losgeschlagen. Nach der Niederlage hat er als neuer Außenminister die Bewegungsart der Schlange zur Staatsraison erhoben. Kein törichter Heroismus mehr, statt dessen geduldiges Abwarten. „Vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Lavieren, auf Ausweichen, auf Schmeichelei zu beschränken ... um vielleicht unsere Existenz zu fristen bis zum Tage der allgemeinen Erlösung⁵⁴“. Für diese Politik hat er damals seinen Kaiser gewonnen.

Die Gangart, die er Österreich verordnet hat, ist gebückt, das Programm ein Langstreckenlauf. Nichts anderes kam nach der Inventur von 1809 in Frage. Österreich war am Tiefpunkt seiner Geschichte angelangt, die Wehrkraft gebrochen, seine Finanzkraft erschüttert. 1811 mußte der Staatsbankrott erklärt werden. Schuld an der Misere waren nicht nur die verlorenen Kriege, sondern auch die schlechten Friedensschlüsse. Gebietsverluste führen zu Einnahmerückgängen. Die Liste der Verluste, die Österreich seit dem ersten Krieg gegen die Revolution 1792 hinnehmen mußte, ist endlos. Die italienischen Besitzungen hat man verloren und die habsburgischen Niederlande. Die Bayern sitzen in Tirol und in Salzburg. Von der Beute, die man bei der letzten polnischen Teilung machte, ist kaum noch etwas übrig. Die Provinzen an der adriatischen Ostküste heißen jetzt „Illyrien“ und gehören Frankreich. Damit ist man Binnenstaat und von den Meeren vertrieben, so wie man aus Deutschland vertrieben wurde durch die Bildung des Rheinbundes. Verloren, immer nur verloren!

Die Lektion aus alledem konnte nur lauten: abwarten. Abwarten und stets bereit sein, sich bietende Möglichkeiten zu nutzen. Die erste bot sich 1810. Metternich hat die Heirat der Erzherzogin Marie-Louise mit Napoleon nach Kräften gefördert. Nicht wenige haben ihn deswegen verachtet, haben die Verbindung als Verrat an Marie Antoinette, der „Märtyrer-Königin“, verurteilt. „Frankreichs Lakai“ nennen ihn böse Zungen. Metternich weiß, was in den Salons geziselt wird. Aber was kümmert ihn der Schmä! Wenn die Existenz des Staates gefährdet ist, braucht man Verstand, keine Gefühle. Die Verheiratung der Prinzessin war ein Gebot der Vernunft. Sie hat Österreich die Atempause gebracht, die es brauchte.

Jetzt ist die Atempause wohl vorüber. Napoleon kommt geschlagen aus Rußland zurück. Vielleicht liegt der „Tag der allgemeinen Erlösung“ gar nicht mehr so fern. Man wird sehen.

Im Arbeitszimmer am Ballhausplatz entwirft Metternich eine Antwort-